

Von Käthe Zellmacher.

# Der Sonntagsgast.

Jahrgang 16.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 33.

Meine Mutter hat viel Sorge mit mir gehabt. Ich war ein kluges, bestimmtes Kind, das selten lachte und stillschweigend Tränen vergoß, ohne selbst recht zu wissen, warum. Wenn Talent zur Freude in mir lag, so unterdrückte die Verhältnisse, oder die Art, wie ich sie aufnahm, es völlig. Es lagerte ein dunkler Kummer auf meinem Gemüth, der mich qualte, lange bevor ich ihn verstand: Wir waren arm, und ich schämte mich dessen.

Der angelebore Hochmuth einer ungeprüften Menschenlebe in Verbindung mit jener unpassenden Partnerin, der äußeren Dürftigkeit, die ungeschulte Empfindlichkeit eines jungen Herzens, täglich gereizt und gequält von rohen Kränkungen, die der mehr oder minder verzeihliche Unbestand für wirkliche Demüthigung hält, misleitete das Gemüth eines Kindes so leicht, wie das eines Erwachsenen. Und es ist nicht selten beider beste Tugend, die natürliche Bescheidenheit, die aus falscher Geringschätzung der eignen Lebensverhältnisse zu einer hilflosen Schwäche wird, zum Mangel an Selbstvertrauen, der müde, trüblich, unbrauchbar, verstimmt macht, den Erwachsenen wie das Kind.

Ich schalt mich meine Mutter, Sie war fast heiter und hatte den freien, sicheren Blick, der mich fehlte. Sie sagte, daß ich thöricht sei, keinen Grund habe, mich zu verhehlen, so schämen, wenn die andern beneiden thäten und prahlten. Aber ich glaubte ihr nicht und weinte still für mich.

Wenn sie weicher Stimmung war, holte sie mich wohl aus meiner Ecke, küßte mir die vermeinten Wangen und sagte: „Geh, Kind! Sei verständig und glaube mir: die Armut ist ein Jubel! Unbescheidliche Freude! Heberreiche Hoffnungen!“

Da derselben Zeit verlor der Freund seinen Vater. Sie hatten alles verabredet, die rothen Zukunftsbilder festgelegt, als der neue junge Chef plötzlich, es war ein Tag vor dem Begräbnis des alten Mannes, — zu dem Brautpaar geführt kam, todtenbleich verzweifelt, halb wahnsinnig. Er war rüchmig, sein Vater noch im Grabe ein entsetzter Mann, wenn ihm die Hüfte nicht würde, um darunter zu sein zwei Tagen vergeblich an die Thüren seiner vornehmen Freunde klopfte. Es war ihm nicht mit einer Geschäftsreise, die in die Bücher übertragen werden konnte, sondern nur mit einer Gabe auf das bloße Versprechen der Rückzahlung hin, also mit einem Freundschaftsdienst ohne jede Sicherheit zu helfen. Die Thranen liefen ihm die Wangen herunter, sein junges Weid jammerte zu Hause, sein kleines Mädchen war ein Bettelkind, — ja, schlimmer als das, — wenn keine Rettung kam.

Er war nicht als Bittender, sondern nur als Verzweifelter, als Freund zu dem Freunde gekommen. Er wußte noch nichts von dem plötzlichen Tode des letzteren.

Dieser stand in tiefen Tränen; seine Lippen zitterten, seine Augen glänzten, ein heißer, schmerzvoller Kampf tobte in seinem Innern. Er blühte die Braut an und sah, daß sie empfand, wie er. Sie waren ein Herz und eine Seele. Und weil sie das waren, weil jeder wußte, was der andere für recht hielt, darum war der Kampf auch bald entschieden.

Nach wenigen Minuten lag alles, was sie betrafen, in den Händen des jungen Chefs.

Die Mutter schwieg einen Moment, um in meinen Augen zu sehen, die vor Staunen und Neugier glänzen mochten. „Hütten sie das Geld lieber behalten, soles, Glorie!“

Was in diesem Augenblick plötzlich in mir vorging, einen geheimnißvollen Instinkt zu sicherem, richtigem Bewußtsein wandelte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß mein ganzes Herz bald Lebergang zu gehen: „Wenn ich einmal — holz sein dürfte, recht holz, wie die andern!“

Die Mutter lachte mich nicht aus, schalt diesmal nicht und hielt mir nicht vor, daß Stolz eine Unugend sei; sie verstand wohl, was ich meinte: frei sein von diesem Trud, der mein unruhiges Herz demüthigte. So kam sie still zu dem Stuhl, vor dem ich auf meinem Büttchen saß, setzte sich und nahm meine Hand in die ihre.

„Geh zu!“

Meine Tränen verfliegen. Es war ein Festtag, wenn Mutter ersahle, und es gefah sehr selten.

Vor vierzig Jahren, oder früher, lebte ein Knabe, dessen Eltern viele Güter besaßen. Als seine Eltern aber starben, war alles verloren, und sie hinterließen ihm nichts, aber das Gewohnsein an viele Annehmlichkeiten des Lebens und eine gute Erziehung. Das erstere machte ihm viele Schmerzen; die letztere half ihm darüber fort. Er arbeitete fleißig und tüchtig. Doch nicht hart genug für übergroße Anstrengung, weder mit bedeutenden Talenten, noch mit dem derben Egoismus begabt, der sich auf Kosten anderer bereichert, konnte er sich nur mühsam durch die Welt bringen. Als er ein Mädchen kennen lernte, das arm und aus ähnlichen Verhältnissen hervorgegangen war, wie er selbst, verheiratete er sich und lebte, wenn das noch möglich war, in dem Streben nach einem eignen Heim. Beide arbeiteten,

sparten und darben und planten und träumten Tag und Nacht, was sie thun würden, wenn sie wohlhabend wären, wie andere Leute, und sich ein Nest bauen könnten, ähnlich demjenigen, das ihnen aus der Kinderzeit als Paradies vorleuchtete; auf die behagliche Art und in den vornehmen Kreisen ihrer Eltern.

Der Mann hatte einen Jugendgefährten, den Sohn eines Principals, dem er in Freundschaft so fest und innig ergeben war, wie der Braut in Liebe. Glücklich als viele, durfte dieser, nachdem er noch vor seines Vaters Tode als Compagnon in dessen Geschäft getreten war, sehr jung die Frau seiner Neigung heimführen, während der arme Buchhalter und seine Verlebte Jahr auf Jahr warteten. Sie gingen schon an, ein wenig zu verzagen, als ihnen eines Tages, wie vom Himmel sendend, das Glück in den Schoß fiel: eine kleine Erbschaft und ein Vorrath-Gewinn. Alles zusammen vielleicht wenig nach mancher Leute Meinung, aber unendlich viel für sie; genug, um sie frei und unabhängig zu machen, um den Grundstein zu viel leichterem Erwerb, zum Emporkommen in die erwünschten Kreise und zu auskömmlichen Plänen zu legen. Das war ein Jubel! Unbescheidliche Freude! Heberreiche Hoffnungen!

„Und wer — wer war — der Mann, Mutter?“

Sie lachte nicht, sie hob nicht den Kopf; nur ihre Augen glänzten, und der Schlag ihres Herzens tönte lauter gegen mein Ohr.

„Der Vater, Kind!“

Es glitz etwas von meiner Seele herunter, jene hässliche Thale kindlich falscher Scham, die alle Lebenssteine in ihr bedrückt und fast erstickt hatte; es löste sich etwas von meinen Augen, — der Nebel des Unverständes, der mir die Sonne der wahren Schönheit verhüllte; und ein anderes trat an seine Stelle, so groß, so hoch! Ich war plötzlich frei, reich, vornehm, froh, wie die übrigen! Und über meine Wangen rollten Thränen, wie ich sie niemals, nie geweint, Gelegenete Tropfen, die mich hart gemacht haben für das Leben!“

„O Mutter, Mutter! So solz darf ich sein? So solz, daß wir — arm sind?“

Sie zog mich fester zu sich. „Du nicht allein, — Unabgähliche dürfen es! Es giebt tausend Arten, zu geben und zu nehmen: schätzbare und unthätbare, freiwillige und unfreiwillige, Kind!“

Damals dämmerte in mir die Ahnung der Erkenntnis; aber erst später, als meine eignen Augen in dem weiten Kreise des Lebens sich umgehört hatten, wurde mir völlig klar, was sie meinte. Da sah ich rund umher an den unzähligen Punkten der geschlossenen Linie jene großen Opfer um vergeblichen Dank, schwere Mühen um wichtigen Lohn, jene hohen Verdienste um knappen Brod, Tausend Arten! Und ich begriff es ganz, kummervoll und doch mit Freunden: Zu irgend einer Zeit, irgendwann und irgendwo giebt immer der Arme dem Reichen, nimmt immer der Reiche von dem Armen: — sie wissen es nur nicht!

Eine liebe Freundin hat mir diese kleine Geschichte erzählt. Ich liebe sie alle Tage in ihrem abgeduldeten Menschlichen an meinem Fenster vorübergehen. Sie hat ein blaues Gesicht mit großen, abgearbeiteten Augen. Aber wenn sie auf die Schwelle tritt, ist es immer, als ob ein Sonnenstrahl in das Zimmer gleitet.

in meiner Mutter Augen getreten waren. Sie weinte so selten. — Ich zitterte. Mein ganzes Herz suchte und schlug zum Zerplatzen; ich wußte gar nicht, was mir war.

„Mutter, liebe Mutter!“

Sie legte ihre Hand sanft über mein Haar.

„Weißt Du, wer die Witwe ist, Glorie?“

Ich öffnete die Lippen, ohne zum Benehmen oder nur zu einem Kopfschütteln fähig zu sein.

„Die Mutter der Kameradin, um die Du Dich trümmst!“

Wir saßen, uns eng umschlungen haltend. Der Wind pflü durch die dünnen Wände unseres Zimmerchens; nur das trübe Licht einer Straßenlampe glitz jittersnd über den armen, kleinen Hausath. Aber es war plötzlich alles anders, — so warm, so groß erfüllt von einem Glanz, den ich nie gesehen! Eine wunderliche Ahnung hing empur in meinem Herzen wie von Glück und Freiheit.

„Und wer — wer war — der Mann, Mutter?“

Sie lachte nicht, sie hob nicht den Kopf; nur ihre Augen glänzten, und der Schlag ihres Herzens tönte lauter gegen mein Ohr.

„Der Vater, Kind!“

Es glitz etwas von meiner Seele herunter, jene hässliche Thale kindlich falscher Scham, die alle Lebenssteine in ihr bedrückt und fast erstickt hatte; es löste sich etwas von meinen Augen, — der Nebel des Unverständes, der mir die Sonne der wahren Schönheit verhüllte; und ein anderes trat an seine Stelle, so groß, so hoch! Ich war plötzlich frei, reich, vornehm, froh, wie die übrigen! Und über meine Wangen rollten Thränen, wie ich sie niemals, nie geweint, Gelegenete Tropfen, die mich hart gemacht haben für das Leben!“

„O Mutter, Mutter! So solz darf ich sein? So solz, daß wir — arm sind?“

Sie zog mich fester zu sich. „Du nicht allein, — Unabgähliche dürfen es! Es giebt tausend Arten, zu geben und zu nehmen: schätzbare und unthätbare, freiwillige und unfreiwillige, Kind!“

Damals dämmerte in mir die Ahnung der Erkenntnis; aber erst später, als meine eignen Augen in dem weiten Kreise des Lebens sich umgehört hatten, wurde mir völlig klar, was sie meinte. Da sah ich rund umher an den unzähligen Punkten der geschlossenen Linie jene großen Opfer um vergeblichen Dank, schwere Mühen um wichtigen Lohn, jene hohen Verdienste um knappen Brod, Tausend Arten! Und ich begriff es ganz, kummervoll und doch mit Freunden: Zu irgend einer Zeit, irgendwann und irgendwo giebt immer der Arme dem Reichen, nimmt immer der Reiche von dem Armen: — sie wissen es nur nicht!

Eine liebe Freundin hat mir diese kleine Geschichte erzählt. Ich liebe sie alle Tage in ihrem abgeduldeten Menschlichen an meinem Fenster vorübergehen. Sie hat ein blaues Gesicht mit großen, abgearbeiteten Augen. Aber wenn sie auf die Schwelle tritt, ist es immer, als ob ein Sonnenstrahl in das Zimmer gleitet.

„Mutter, liebe Mutter!“

Sie legte ihre Hand sanft über mein Haar.

„Weißt Du, wer die Witwe ist, Glorie?“

Ich öffnete die Lippen, ohne zum Benehmen oder nur zu einem Kopfschütteln fähig zu sein.

„Die Mutter der Kameradin, um die Du Dich trümmst!“

Wir saßen, uns eng umschlungen haltend. Der Wind pflü durch die dünnen Wände unseres Zimmerchens; nur das trübe Licht einer Straßenlampe glitz jittersnd über den armen, kleinen Hausath. Aber es war plötzlich alles anders, — so warm, so groß erfüllt von einem Glanz, den ich nie gesehen! Eine wunderliche Ahnung hing empur in meinem Herzen wie von Glück und Freiheit.

„Und wer — wer war — der Mann, Mutter?“

Sie lachte nicht, sie hob nicht den Kopf; nur ihre Augen glänzten, und der Schlag ihres Herzens tönte lauter gegen mein Ohr.

„Der Vater, Kind!“

Es glitz etwas von meiner Seele herunter, jene hässliche Thale kindlich falscher Scham, die alle Lebenssteine in ihr bedrückt und fast erstickt hatte; es löste sich etwas von meinen Augen, — der Nebel des Unverständes, der mir die Sonne der wahren Schönheit verhüllte; und ein anderes trat an seine Stelle, so groß, so hoch! Ich war plötzlich frei, reich, vornehm, froh, wie die übrigen! Und über meine Wangen rollten Thränen, wie ich sie niemals, nie geweint, Gelegenete Tropfen, die mich hart gemacht haben für das Leben!“

„O Mutter, Mutter! So solz darf ich sein? So solz, daß wir — arm sind?“

Sie zog mich fester zu sich. „Du nicht allein, — Unabgähliche dürfen es! Es giebt tausend Arten, zu geben und zu nehmen: schätzbare und unthätbare, freiwillige und unfreiwillige, Kind!“

Damals dämmerte in mir die Ahnung der Erkenntnis; aber erst später, als meine eignen Augen in dem weiten Kreise des Lebens sich umgehört hatten, wurde mir völlig klar, was sie meinte. Da sah ich rund umher an den unzähligen Punkten der geschlossenen Linie jene großen Opfer um vergeblichen Dank, schwere Mühen um wichtigen Lohn, jene hohen Verdienste um knappen Brod, Tausend Arten! Und ich begriff es ganz, kummervoll und doch mit Freunden: Zu irgend einer Zeit, irgendwann und irgendwo giebt immer der Arme dem Reichen, nimmt immer der Reiche von dem Armen: — sie wissen es nur nicht!

Eine liebe Freundin hat mir diese kleine Geschichte erzählt. Ich liebe sie alle Tage in ihrem abgeduldeten Menschlichen an meinem Fenster vorübergehen. Sie hat ein blaues Gesicht mit großen, abgearbeiteten Augen. Aber wenn sie auf die Schwelle tritt, ist es immer, als ob ein Sonnenstrahl in das Zimmer gleitet.

„Mutter, liebe Mutter!“

Sie legte ihre Hand sanft über mein Haar.

„Weißt Du, wer die Witwe ist, Glorie?“

Ich öffnete die Lippen, ohne zum Benehmen oder nur zu einem Kopfschütteln fähig zu sein.

„Die Mutter der Kameradin, um die Du Dich trümmst!“

Wir saßen, uns eng umschlungen haltend. Der Wind pflü durch die dünnen Wände unseres Zimmerchens; nur das trübe Licht einer Straßenlampe glitz jittersnd über den armen, kleinen Hausath. Aber es war plötzlich alles anders, — so warm, so groß erfüllt von einem Glanz, den ich nie gesehen! Eine wunderliche Ahnung hing empur in meinem Herzen wie von Glück und Freiheit.

„Und wer — wer war — der Mann, Mutter?“

Sie lachte nicht, sie hob nicht den Kopf; nur ihre Augen glänzten, und der Schlag ihres Herzens tönte lauter gegen mein Ohr.

„Der Vater, Kind!“

Es glitz etwas von meiner Seele herunter, jene hässliche Thale kindlich falscher Scham, die alle Lebenssteine in ihr bedrückt und fast erstickt hatte; es löste sich etwas von meinen Augen, — der Nebel des Unverständes, der mir die Sonne der wahren Schönheit verhüllte; und ein anderes trat an seine Stelle, so groß, so hoch! Ich war plötzlich frei, reich, vornehm, froh, wie die übrigen! Und über meine Wangen rollten Thränen, wie ich sie niemals, nie geweint, Gelegenete Tropfen, die mich hart gemacht haben für das Leben!“

„O Mutter, Mutter! So solz darf ich sein? So solz, daß wir — arm sind?“

Sie zog mich fester zu sich. „Du nicht allein, — Unabgähliche dürfen es! Es giebt tausend Arten, zu geben und zu nehmen: schätzbare und unthätbare, freiwillige und unfreiwillige, Kind!“

Damals dämmerte in mir die Ahnung der Erkenntnis; aber erst später, als meine eignen Augen in dem weiten Kreise des Lebens sich umgehört hatten, wurde mir völlig klar, was sie meinte. Da sah ich rund umher an den unzähligen Punkten der geschlossenen Linie jene großen Opfer um vergeblichen Dank, schwere Mühen um wichtigen Lohn, jene hohen Verdienste um knappen Brod, Tausend Arten! Und ich begriff es ganz, kummervoll und doch mit Freunden: Zu irgend einer Zeit, irgendwann und irgendwo giebt immer der Arme dem Reichen, nimmt immer der Reiche von dem Armen: — sie wissen es nur nicht!

Eine liebe Freundin hat mir diese kleine Geschichte erzählt. Ich liebe sie alle Tage in ihrem abgeduldeten Menschlichen an meinem Fenster vorübergehen. Sie hat ein blaues Gesicht mit großen, abgearbeiteten Augen. Aber wenn sie auf die Schwelle tritt, ist es immer, als ob ein Sonnenstrahl in das Zimmer gleitet.

Rajuten verwunden waren, landeten wir in Bergen. Mrs. Handv hatte mir die Hand erwiesen, mir zu gestatten, an ihrer Seite zu bleiben, denn auch sie wollte nach Stabtheim reisen, wie ich.

Ueber die nächsten Tage gehe ich mit Stillschweigen hinweg, denn ich habe nur eine deutliche Erinnerung an die lachenden Augen und blühenden Zähne Lucy's, nicht aber an die Landschaft, die mir in einem verlebten Licht von Blau und Weiß mit rosa Wolken erschienen.

Wahrhaftig, die süße Frau hatte mich ganz narschig gemacht. Wir fuhren auf einem Dampfer, in einem Karriol, ja in demselben Handboot, wenn es eine kleine Insel zu besuchen galt. Am drohlichsten war sie, wenn sie hier und da ein trübseliges Berliner Wortchen in ihre Rede warf.

„Frage ich sie, ob ihr die Gletscher gefielen, so sagte sie oft: „splendid, oder „just lovely;“ einmal aber rief sie ein richtiges verblühtes „Donnerwetter!“ als unheimlich ein herrlicher Wasserfall vor uns aufstiehe.“

„Ich lachte hell auf.“

„Wo haben Sie das Wort her, gnädige Frau?“

Sie war etwas verlegen.

„O,“ sagte sie, „das ist meines Charlet's Schand. Es machte ihm Spaß, mich die deutsche Kraftausdrücke zu lehren, und ich kann eine ganze Menge.“

In Stabtheim sollte ihre Kameradin sie erwarten, damit mehrere Kostern und einer größeren Paardchaft.

„Ich nehme nie gern viel Geld mit mir,“ erklärte sie, „denn ich verliere so oft etwas — und dann laufe ich so schrecklich gern umher.“

„Und Sie meinen, das können Sie in Stabtheim nicht?“

„O, Sie werden meine alte Petronella ja sehen! Sie war einst meine Kameradin, jetzt ist sie Kammerfrau und Courter in einer Person. Mein Vater wünscht, daß sie mich auf Reisen begleitet; aber es ist manchmal unbedeuten, denn natürlich irromittirt sie mich.“

„Ab Herr Vater lebt noch?“ wachte ich zu fragen.

„Ja, er lebt auf seinem retirero, seit er den Staatsdienst quittirt.“ sagte sie leichtsin. „Auf der Rückreise trifft er mich in Berlin, wir wollen im Herbst an die Riviera gehen.“

Mit erhöhtem Respekt vor den großartigen Verhältnissen meiner Angebeteten blieb ich in ihrer Nähe. „Ich war sicher, daß auch ich einigen Gindrud auf ihre Fahrt gemacht hätte — das sagten mir ihre ungeschulden braunen Augen oft unbewußt. Ja, einmal, als ich ihren Arm beim Ausgleiten ihres langen, schmalen Hüschens ergriff und sie aufrecht erhielt, sagte sie leise: „Thank you, dear,“ und ich glaube, nein, ich weiß, daß sie sich ein klein wenig an mich anlehnte.“

Die Tage vergingen mit derjenigen Schnelle, mit der sie vergehen, wenn sie angenehm sind, und eines Morgens bestand ich mich in demselben Hotel mit Lucy in Stabtheim.

Vor der allgemeinen Wirthstafel kam sie mir mit einem reizenden Ausdruck des Schrodens und der Unruhe auf der Stirn — sie trug keine Strümpfen — entgegen.

„Denken Sie, wie abentheuerlich!“ sagte sie leise, aber aufgeregt. „Ich habe weder Petronella noch eine Nachricht vorgefunden. Ist das nicht ganz außerordentlich unangenehm!“

Ich verheißerte ihr, daß ich es im Gegentheil liebenswürdig von der alten Duenna fände, sich noch abwärts zu halten.

„O, Sie sind unverzeihlich!“ lachte sie bald schmolend. „Aber mein Geld! Ich bitte Sie, ich habe ja ohne Petronella kein Geld!“ Und lächelnd lehrte sie ihre Worte um, in der nur noch zwei Goldstücke glänzten.

„Derrin, verfährt in Gnaden über das meine!“ berichte ich mich zu sagen. Und wer unter Ihnen, meine sehr geehrten Leser, hätte anders geantwortet? Die Referenzen natürlich nehme ich an.

Lucy sah mich einen Augenblick verlegen an, dann aber zog ein Ausdruck kindlicher Hilflosigkeit über ihr Gesicht, und sie nickte mir freundlich zu.

„Ich acceptire,“ sagte sie. „Sie sind sehr freundlich. Wollen Sie den Thee auf meinem Balkon nehmen, so werde ich mich sehr freuen.“

Einige Stunden später hatte ich Mrs. Handv in einem Couvert 500 Mark übergeben, hatte von ihr ein liebreichendes „Danke“ entgegengenommen und sah jetzt ihr gegenüber auf dem Balkon — ein seliger Mann.

Am nächsten Morgen theilte mir Lucy mit, daß ihre alte Petronella erkrankt gemeldet, ihr aber mit der Krähkopf geschrieben habe, daß sie vor Ablauf der Woche bestimmt eintrafe.

Kun begann eine bewegte kurze Zeit. Lucy, unsmüthmirt von allen Angelegenheiten und einigen Strohweibern des Orts, war die Gefeierte des Tages. Sie floß hübschlich von einem Bergang in's andere und ein paar Mal mußte ich mißmüthig zusehen, wie sie tanzte, Tennis spielte, Partien machte, ohne mehr als einen flüchtigen Blick für mich zu haben.

Eines Nachmittags jedoch nahm sie wieder wie in „alten Tagen“ meinen Arm.

„Kommen Sie,“ sagte sie. „Heut Abend trifft Petronella ein, dann kann ich wieder keinen Schritt thun, ohne kritisiert zu werden. Seien wir heut noch einmal leichtsinnig; ich war so lange nicht „shopping.““

Und shopping gingen wir. Das heißt sie führte mich in ein halbes Duzend eleganter Läden, wo sie Einkäufe machte. Da waren Häber, Shawls, Handtücher, Schmuckereien, Parfüms, Schuhen und zuletzt norgische Schmuckachen, die ihr ganz besonders gefielen. Sie kaufte Brochen, Kadeln, Goldschmuck, Ringe — das Meiste, um es Freundinnen in England mitzubringen — und jedesmal beim Fortgehen sagte sie zu dem Ladeninhaber, ohne zu bezahlen:

„Senden Sie es an Herrn Nabrow für Mrs. Handv, Zimmer 18, Victoria-Hotel.“

Es war meine Zimmernummer.

Beim Nachhausekommen informirten wir den Portier, daß alle Pakete zu Mrs. Handv zu schotren seien. Ich ging an jenem Abend zu Bett mit der seltsamen Heberzeugung, daß Lucy nur noch auf meinen förmlichen Antrag warte, um meine Braut zu werden. Als wir uns in der menschenleeren Halle trennten, hatte ich ihr Handchen festgehalten und gesagt:

„Ich wolle, all die Pakete wären für Mrs. Nabrow abzugeben, statt für Mrs. Handv.“

Da hatte sie mit einem scheuen Seitenblick gesagt: „Petronella, dear!“ und war hinweggeschwehrt, aber nicht ohne mir vorher mit einem Handbrud eine Kose in die Hand gelassen zu haben.

Am nächsten Morgen wachte ich sehr früh auf. Ich schlief bei offenem Fenster, und von Lucy's Balkon, der unter mir lag, hörte ich Laffengelapper und Frauenstimmen heraufschallen.

„Aha!“ dachte ich. „Madame Petronella hat ihren Gindrud gehalten.“

Gleich darauf quoll Lucy's silbernes, leises Lachen zu mir herauf und ich hörte sie sprechen. „Aber, o Wunder, sie sprach deutsch, und zwar fleißig.“

„Aun aber für,“ sagte sie, „spit Dich ein Biischen, der Wagen steht schon unten.“

„Immer langsam voran,“ antwortete eine sonore — Männerstimme, „wir haben noch fünf Minuten Zeit.“

Ich lag wie erstarrt; unbedingt mußte ich mich getirt haben; das war nicht Lucy's Stimme gewesen — sie konnte ja auch nicht Deutsch.

Plötzlich hörte ich den Herrn wieder sagen: „Du, Luzelen, hier steht ja noch das Paket mit den Schmuckachen.“

„Ja, so ne Kuppigkeit!“ sagte die Dame in unverfälschtem Berlinerisch, „da hat doch mein alter Gel oben noch Kind...“

„Aa aber raus, es ist die höchste Eisenbahn!“

Gleich darauf klappte eine Bagentür und Häber rollten davon.

Als ich zum Portier hinunterkam, meldete mir dieser, Mrs. und Mr. Handv seien eben abgereist und ließen mich noch viermal grüßen.

„Mrs. Handv?“ Hommelte ich.

„Amoh!“ sagte der Portier mit einem merkwürdig vergnügten Gesicht, und die Redensarten für die gekauften Sachen würden Sie schon bezahlen, sagten die Herrschaften, denn sie hätten Ihnen fünfzehnhundert Mark dazu eingehandelt.“

„Wenn man Schuhe heißt.“

In der V-Strähe zu Berlin befindet sich ein Haus, dessen Wirth, ohne die Folgen zu bedenken, noch zweien seiner Mieter „erlaubt“ hat, den ungewohlichen Namen Schulze, den er selbst trägt, zu führen. Dieser Tage sollte nun des Wirthes Tochterlein mit Namen Emma, in den Stand der heiligen Ehe treten. Wie es bei solchen Gelegenheiten stets der Fall zu sein pflegt, wurden von den Freunden und Verwandten die Hochzeitsgeschenke der angehenden jungen Frau am vorhergehenden Tage in's Haus des Papos geschickt. Am gleichen Tage hatte aber des Elternbats Tochterlein, das nicht nur den Paternamen Schulze führte, sondern auch — ein Zpiel des Zufalls, auf den Rufnamen Emma hörte, Geburtstag. Da nun auch solch ein Tag nicht ohne die üblichen Geschenke vorübergehen pflegt, so gab es bei der Doppel-Schulze den ganzen Vormittag über die heillosste Verwirrung. Jeden Augenblick

ging die Klingel, bald rechts, bald links, und irgend ein Vole kam mit einem Paket „für Fräulein Emma“, bis es endlich gegen Mittag, als bereits mehrere Hochzeitsgeschenke beim Geburtstagskinde, verschiedene Geburtstagsangebinde aber beim Hochzeitskinde abgegeben waren, dem Hochzeitspapa Schulze denn doch die Sache zu arg wurde. Eine drastische Maßregel machte der „konfusen Geschichte“ ein Ende. Als der nächste Vole kam, um ein Geburtstags-Geschenk zu bringen, wurde er vom Klingeln durch einen an der Thür angebrachten Zettel abgehalten, worauf in riefigen Buchstaben geschrieben stand: „Pakt! Hier wohnt der „Hochzeits-Schulze!“ Das Beispil fand beim Nachbar sofort Nachahmung, denn als bald prangte gegenüber ein gleicher Anschlag mit der Bezeichnung, daß hier der „Geburtstags-Schulze“ wohne. Wie nach Beendigung eines Krieges die Gejangenen, so wurden darauf von beiden Parteien unter großer Heiterkeit die Geschenke ausgetauscht. Das Geburtstagskind mochte aber das nächste Mal am liebsten Hochzeitsgeschenke entgegennehmen.

**Eine historische Zahnputzabende**

Der Getreidehändler Valtrecht in Kojlan, befindet sich im Besitz einer Gmalkebode, die in der Familie etwa seit 100 Jahren fortgeerbt worden ist und ohne Zweifel ein historisches Andenken an die Schlacht bei Leuthen darstellt. Wahrscheinlich handelt es sich um ein Geschenk, das Friedrich der Große einem seiner Generale gemacht hat. Der Dedel zeigt sowohl auf der Außen- wie auf der Innenseite das Bild eines Reiters. Ueber das Bild auf der Außenseite giebt die beigefügte Inschrift Auskunft, indem sie dasselbe bezeichnet als das des Kgl. Preussischen Couriers Herrn Valt. Baron von Püttig, welcher die frohe Nachricht von dem von Sr. Kgl. Majestät in Kr. bei Borne in Schlesien über die große österreichische Armee von 80,000 Mann den 5. Dezember 1758 erfochtenen Siege dem Kgl. Fr. Hofe nach Magdeburg überbringt.“ Das Bild auf der Innenseite des Dedels stellt den nach Wien gehenden österreichischen Courier dar. Auf den Schmalseiten der Dose finden sich ferner folgende Inschriften: „Gefangene: 2 Generale, 307 Offiziere, 21,500 Gemeine“ und „Beute: 131 Kanonen, 51 Fahnen und Standarten, 4000 Bagagewagen.“ Das preussische Hofmarschallamt unterhandelt im Auftrage des Kaisers wegen Ankaufs der Dose, die dem Hohenjollern-Museum einverleibt werden soll.

**Sciticos.**

Auf einer Reise durch Italien wurde der König Humbert in einem kleinen Städtchen von Piemont von der Bürgergarde und dem Bürgermeister empfangen und der letztere drückte seine Ergebenheit in einer kurzen, aber inhaltreichen Rede aus. Alles ging gut bis der König mit seiner gewöhnlichen Lebenswürdigkeit und Leutseligkeit die Hand des Bürgermeisters ergriff und sie kräftig schüttelte. Der arme Mann wurde hierdurch so verwirrt, daß ihm seine Beredsamkeit vollständig verließ und er nur noch zur großen Beflügelung des Königs die Worte stammeln konnte: „Majestät, jetzt, da ich Sie gesehen, können Sie in Frieden sterben.“

Der bekannte Dr. Heim in Berlin wurde eines Tages zu einer Dame gerufen, die wegen ihres Abfalls besonnen war. Trostlos Heim dies gemerkt, sagte er doch beim Eintritt in seinem gemüthlichen Tone: „Aun, wie geht's, liebe Frau?“

„Mein Herr, ich bin Grafin!“ versetzte die Dame empört.

„Das thut mir leid,“ erwiderte nun Heim lächelnd, „aber von diesem Uebel kann ich Sie nicht befreien.“

**Das photographirende Gewehr**

ist die sensationelle Neuent auf dem Gebiete des Jagdsports. Das Gewehr giebt dem Schützen die Möglichkeit, die Position des Wildes im Moment des Schusses genau festzustellen, resp. nachzuweisen, ob ein Kern- oder Fehlschuß gefallen ist. Einige nähere Mittheilungen über diese originelle Konstruktion macht die „Moderne Kunst“ in einem ihrer jüngsten Hefte. Die Aache des photographischen Apparates, die unterhalb der Gewehröffnung angebracht ist, ist genau auf den Zielpunkt des Gewehres gerichtet und es ist somit gewiss, daß das entfallende Bild genau die Stelle wiedergiebt, auf welche im Moment des Abdrückens die Mündung des Gewehres gerichtet war. Der Apparat ist so mit dem Abzug des Gewehres verbunden, daß er sich beim Abdrücken blitzschnell öffnet und schon wieder geschlossen ist, wenn der Schuß erfolgt, so daß die Erschütterung der Aufnahme des Bildes keinen Eintrag mehr thun kann. Der Apparat kann jeder Zeit vom Gewehr entfernt werden, so daß dieses auch frei gebraucht werden kann.

**Anzeige.**

Wächter: „War denn der Cahn groß, den Sie geflohen haben, Angeklagter?“

Angeklagter: „Aa, wie soll ich sagen, Herr Wächter — etwa ein Cahn von Ihrer Größe.“

**Immer Kadmann.**

Junger Eisenbahnbeamter (der seiner Angehörigen den ersten Kuss gegeben):

„So, die Aufnahmestation wäre glänzlich gefüllt!“